Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 38

Artikel: St. Germain, d'Anunzio und Wilsons Propagandareise

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643185

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rechte sein, wenn wir unsere gefährlichsten Zwingherren, die Leidenschaften des Neides, des Hasses, des Stolzes und die Unsitte jeglicher Art in unserer eigenen Brust nicht zu bekämpfen vermöchten. Denn wer der Knecht seiner eigenen Leidenschaft ist, fällt zuletzt jeder Art von Knechtschaft anheim.

Möchten alle, welche durch Amt, Bildung oder gesellschaftliche Stellung dazu berufen sind, vorangehen in jener Schlichtheit und Gediegenheit des Lebens und Denkens, anstatt dem entbehrenden und mühebelasteten Volke täglich Bilder der Genußsucht, der Eitelkeit und gedankenlosen Zerstreuung darzubieten.

Alles Edle und Große ist einfacher Art. Möge diese klare Einfachheit bei aller materiellen Entwicklung unserer Zustände fort und fort die Grundlage unseres religiösen Lebens, unserer Wissenschaft und Erziehung bleiben und wir werden der Einigkeit und Genügsamkeit nicht ermangeln, welche uns schließlich zum wahren Großen führt und uns zu jeder Stunde mit Dank erfüllt vor den Herrn treten läßt, der uns mit allen seinen Werken in seiner starken Hand hält.

Der „Alpsegen".

Von Fr. Vogt.

Die Aelpler sind im allgemeinen in ihrem Denken etwas konservativ. Wie es der Vater machte, so macht es gar zu gerne der Sohn, drunten im Tal bei den bäuerlichen „Werken", droben auf der Alp beim Sennen. Es hat dies seine entschiedenen Nachteile, indem die Alpwirtschaft so oft unrationell wird. Doch nicht von den Nachteilen, die sich aus diesen mehr konservativen Gesinnungen ergeben, soll hier die Rede sein, sondern von Vorteilen. Kein Volksteil hängt so zäh an alten, sinnigen Bräuchen wie die Gebirgler. Wieviele dieser Bräuche wären bereits verschwunden, wenn sie nicht in einzelnen Gebirgsgegenden ein Asyl gefunden hätten! Freilich sind sie auch hier gefährdet, schreitet die Zeit mehr und mehr über sie hinweg. Nun aber das Interesse an den alten Volksbräuchen geweckt ist, konnten sie vor ihrem gänzlichen Verschwinden mindestens gesammelt und so der Nachwelt erhalten werden.

Ein uralter Aelplerbrauch ist das allabendliche Sprechen des „Alpsegens". Der Name ist irreführend. Richtiger würde es „Betruf" heißen. Erhalten hat sich der schöne Brauch auf einzelnen Alpen der Kantone Unterwalden, Uri, Wallis, im Sarganserland, im Entlebuch. Anderwärts ist selbst die Erinnerung an diesen früher überall üblichen Brauch verschwunden. Wie hochgeschätzt der „Alpsegen" einst war, zeigt z. B. eine Notiz im Jahrbuch 1868 des S. A. C., worin ausgeführt wird, daß die Reihenfolge des Absingens des „Alpsegens" auf den einzelnen Alpen eines Dorfbezirks regelrecht verbrieft war und man eifersüchtig über die Innehaltung dieser Reihenfolge wachte, blutige Händel erfolgten, wenn sie etwa in mutwilliger Weise durchbrochen wurde, ein Aelpler sich einfallen ließ, in übungswidriger Weise den „Alpsegen" vor seinem „berechtigten" Vordermann zu singen.

Wenn die Sonne hinter die Berge verschwunden ist, aus den Tälern herauf die Betglöcklein tönen und zu andächtigem Gebet einladen, wenn die schattendunklen Fittiche der Nacht sich allmählich ausbreiten, aus den Niederungen die Nebel steigen und sich zu phantastischen Gestalten verdichten, wenn der stille Frieden heimeliger Dämmerstunden Tal und Alp umfängt, während Wolken, Firnfelder und Gletscher noch im letzten Abendlicht erstrahlen, dann ist die Zeit des „Alpsegens" gekommen. Schon die Zeit ist zu andächtigem Beten geschaffen wie keine andere. Wer einmal den „Alpsegen" hat sprechen hören, dem bleibt der Eindruck unvergeßlich.

In hübscher poetischer Form schildert der obwaldnerische Dichter Laurenz Hildebrand das „Betenrufen":

„Am Obed, wenn's spätet, da chunt de der Hirt,
Er johlet und bätted, daß's Vehli wärd' bhüet.
All' Heiligi solle es bhüete e chly.
So schreyt er dur d'Volle und meint si derby.

Am meiste Sant Wändel soll hüete das Veh,
Suscht kriegid si Händel und bättid nid meh.
Dr Huet wär de z'wenig, wenn niemer suscht bschützt,
Und bsunders, wenn's sehnig und dundred und blitzt".

Ein Senne tritt bei einbrechender Dämmerung aus der Hütte, um auf einem Alpvorsprung den „Alpsegen" ins schattendunkle Tal zu rufen. Um den Schall seiner Stimme zu verstärken, hält er den Milchtrichter, die sogenannte „Volle", vor den Mund und nun klingt der Segen in die stille Bergwelt hinaus, die Alpenbewohner alle, die ihn hören, zu gemeinsamer Andacht rufend. Der „Alpsegen" ist nicht überall der nämliche. Je nach der Gegend und dem Alter ist er verschieden. Bekannt ist der Alpsegen von Obwalden. Hier werden zum Schutze der Alp neben der Mutter Maria auch der heilige Wendel, der heilige Martin, St. Blasius und der Landesvater Niklaus von der Flüe angerufen. Die Segensform soll von dem Jesuitenpater Johann Baptist Dillier von Wolfenschießen, gestorben 1745 in Sarnen auf dem Kollegium, herstammen. Lütolf erzählt in seinen „Sagen, Legenden und Bräuche aus den fünf Orten", Dillier, der bekannte und beliebte Seminariherr, sei während eines großen Viehsterbens auf die Alp Wängi berufen worden, habe hier drei Gespenster vertrieben und die Leute zum Schutz der Alp den „Alpsegen" gelehrt. Derselbe hat heute noch folgenden Wortlaut:

„O lobet, zu loben, in Gottes Namen loben.
O lobet, zu loben, in unsrer Frauen Namen loben.
O lobet zu loben, in allen Heiligen Gottes Namen loben.
Gott und der heilige Wendel, Sankt Martin,
Sankt Blasius und der vielselige Landesvater Niklaus
Wollen uns auf dieser Alp die lieb Herberig halten.

Das ist das Wort, das weiß Gott wo.
Hier und auf dieser Alp geht ein goldner Thron;
Darin da wohnt die lieb Mutter Gottes mit ihrem Sohn
Und ist mit vielen Gnaden übergossen,
Hat die heiligste Dreifaltigkeit unter ihrem Herzen verschlossen.
Das erste ist Gott der Vater,
Das zweite der Sohn,
Das dritte Gott, der heilig Geist, Amen!

Ave Maria! Herzallerliebste Mutter Maria!
Jesu!
Lieber Herr Jesu Christ!
Behüte uns Vieh, Seel' und Leib,
Ehr' und Gut und alles,
Was über diese Alp geht und ist.
O lobet, zu loben!
Alle Schritt und Tritt in Gottes Namen loben!"

Der „Alpsegen" wird in rhythmischem Tonfall gesungen oder vielmehr gesprochen, bald langsam und gedehnt, bald etwas belebter, meist in der gleichen Tonhöhe. Hin und wieder, bei kurzen Silben, sinkt die Stimme um eine Terz oder Quart, steigt auch wohl um eine Sekund höher. Die eigentümliche musikalische Form gemahnt an das Absingen katholischer Litaneien bei der Messe. Es geht ungefähr zehn Minuten, bis der ganze Segen, der mehr als eine halbe Stunde weit hörbar ist, gesprochen ist. Mit einem „Gute Nacht" tritt dann der beruhigte Senn in seine Hütte zurück, um sein Nachtlager aufzusuchen. (Schluß folgt.)

St. Germain, d'Anunzio und Wilsons Propagandareise.

Als Staatskanzler Renner seine Gegenbemerkungen zum ersten Entwurf der Friedensakte von St. Germain eingereicht hatte, setzte sich der Oberste Rat zur langen Beratung zusammen, um die endgültige Fassung zu finden. Nach viel Wochen langem Zögern wurden einige winzige Aenderungen an dem unmöglichen Instrument angebracht.

Als einziges territoriales Zugeständnis ließ man der „Republik Oesterreich" das deutsche Städtchen Radkersburg. Alle andern deutschen Gebiete an ihren Rändern überläßt

man den andern, wobei das berühmt gewordene Selbstbestimmungsrecht dahin umgeändert wird, daß die Entente selbst bestimmt. Wenn die nationale Zugehörigkeit über die Staatsgrenzen entschiede, dann dürfte Jugoslavien Marburg nicht behalten, dann dürfte auch im obern Becken von Klagenfurt keine Volksabstimmung inszeniert werden, dann gäbe es keine italienischen Besatzungen und Behörden zwischen Brenner und Salurn, dann müßte der ganze breite Streifen des südlichen böhmisch-mährischen Landes an Wien angeschlossen werden, dann würde auch das tschechische Preßburg österreichisch. Was ferner die mit Oesterreich nicht zusammenhängenden deutschen Gebiete in Nordböhmen, Schlesien und Nordmähren anfangen wollten, das bliebe wieder ihnen selbst vorbehalten. Doch die Entente „bestimmt selbst", und Prag bekommt Recht, wie Rom und Belgrad.

Anders ist man an der ungarischen Grenze verfahren. Da scheute man sich nicht, die „Heidebauern", die Habsburg zur Zeit der Türkenkriege in dem von ihm beherrschten Westrand Ungarns ansiedelte, der neuen Republik mitsamt dem von ihnen bewohnten Lande zu schenken. „Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen": Ungarn soll sich mit Wien verfeinden. Dann werden die Schützlinge der Entente viel leichter mit den alten Erbfeinden Wien und Budapest, übrigens seit den Türkenkriegen ihren Freunden, fertig werden.

Es gibt neben der territorialen Verbesserung des Friedens einige wirtschaftliche Erleichterungen, aber die Hauptsache wird sein, daß in den nächsten Jahren in Wien eine Kommission der Entente, die sogenannte „Reparationskommission", bestimmen wird, welche Lasten der neuen Republik aufgebürdet werden sollen. Diese Kommission wird die eigentliche Gebieterin in dem kleinen Schutzstaate des Völkerbundes sein. Sie wird auch dafür zu sorgen haben, daß die Anschlußgelüste der Alpenländer in der Richtung München-Berlin erstickt werden.

Unheil! Wohl hat das österreichische Parlament den Vertrag unterzeichnet, hat auf den frühern, selbst gewählten Namen „Deutschösterreich" verzichtet und den von Paris vorgeschriebenen angenommen und mit der Unterschrift versprochen, so viele schreckliche Verpflichtungen zu erfüllen. Aber die Entente hat Angst. Sie hat entdeckt, daß in der Weimarer Verfassung ein Artikel steht, wonach den Deutschen Oesterreichs das Recht vorbehalten bleibe, sich an das Reich anzuschließen, und daß ihnen bis dahin in den verfassung- und gesetzgebenden Versammlungen beratende Stimme eingeräumt werden solle. Freilich gibt es einen andern Artikel, der die Rechte des Versailler Friedens ausdrücklich vorbehält. Aber die juristische Praxis, Streit aus zweien sich widersprechenden Paragraphen zu entfachen, gibt Anlaß, zu fürchten, daß jene Artikel trotz des Vorbehalts nicht harmlos aufzufassen sind. Darum richtete die Entente ein Ultimatum nach Berlin, lautend, daß der Anschluß-Artikel gestrichen werde. Die Regierung des „Reichskanzlers Bauer" weicht aus. Sofort folgt auch das zweite Ultimatum. Nun kann die Regierung nicht anders als den Reichstag einberufen und der Reichstag wird wohl oder übel beschließen, was Paris will. Seltsam, dieser Wechsel vom Ultimatum 1914 bis zum andern 1919!

Andere Schwierigkeiten ergaben sich aus dem neuen Vertrag, und diese bilden den Schlüssel zu den Ursachen seiner Unvernunft. Die Nationalstaaten wollen sich nicht bequemen, die Willensurkunde des Obersten Rates mit ihrer Unterschrift zu sanktionieren. Es gelang zwar vorerst, Prag dafür zu gewinnen, indem man die Frage von Teschen nicht löste, sondern einer besondern Aktion mit Volksabstimmung und dazu gehörigen Machenschaften vorbehielt. So kann Tschechien hoffen, sein „historisches" Recht auf jenen mehrheitlich polnischen Teil alt-österreichisch Schlesiens doch noch durchzusetzen. Die deutschen Teile hat es ja nebst den tschechischen.

Schwieriger war das Verhalten der Südslaven und Rumänen. Beide halfen sich dadurch, daß sie im geeigneten Moment das Ministerium demissionieren ließen und den Obersten Rat zwangen, ihnen eine Fristverlängerung zu gewähren. Im Schlosse zu St. Germain fehlten die Herren vom Balkan und ihre leeren Sitze zeigten, daß nicht alles einig sei und nicht alles entzückt von der Weisheit der Weltobersten. Indessen Renner und seine Genossen waren da, und das genügte zur Not.

Der schwerste Punkt, den die drei Regierungen nicht unterschreiben wollten, war jener Paragraph des Völkerbundes, wonach nationale Minderheiten unter dem Schutz der Liga der Nationen gestellt sein sollten. Prag bequemte sich erst, als Paris drohte, Teschen sofort an Polen fallen zu lassen. Gegen Jugoslavien besaß man in Fiume ein ähnliches Druckmittel. Dennoch zögerte Belgrad. Es fürchtet, die Stimme der mazedonischen Bulgaren und Albaner könnte ungewünschte Ohren erreichen. Rumänien aber will sich mit den Siebenbürgensachsen und den Bergungarn, den Szeklern im Zentrum seines jetzigen Landes selbst abfinden. Heftige Noten der Alliierten, besonders wegen der eigenmächtigen rumänischen Requisitionen in Ungarn, blieben unbeantwortet . . . bis die Entente . . . sanft sprach. So groß ist heute schon die Macht der Hohenzollern zu Bukarest, der zukünftigen Vormacht auf dem Balkan. Paris fürchtet, Budapest könnte sich den König von Bukarest holen, den Hohenzoller an Stelle des Habsburgers . . . . .

In der Frage von Fiume, das nach Wilsons Vorschlägen den Serben gehören sollte, vom Obersten Rat aber neuerdings die „Unabhängigkeit" unter einem serbischen und italienischen Delegierten erhielt, hat nun der sehr berühmte Dichter Gabriele d'Anunzio in einem Phantasiestück eine neue vorläufige Entscheidung gebracht. Er ließ in Ronchi einige Tausend Freiwillige zusammenlaufen, marschierte in das alte Städtchen ein und pflanzte auf dem Stadthause die italienische Fahne auf. In Rom geriet darob das überraschte Parlament in Aufruhr. Ministerpräsident Nitti hämmerte dramatisch mit seiner zierlichen Faust auf das Pult und benützte den Zwischenfall, um erneut auf die drohende Hungersnot und die Möglichkeit einer Verschlimmerung hinzuweisen, falls der Streich d'Anunzios die Entente erzürnen und ihre Getreideschiffe zurückhielte. General Badoglio reist nach Fiume, um den disziplinlosen neuen Garibaldi wenn nötig zu verhaften; indessen wird der schlaue Außenminister Tittoni nicht verfehlen, in Paris zu demonstrieren, wie solche Zwischenfälle eben aus der nationalen Idee Italiens heraus spontan entstehen müssen, und wie schwer es sein wird, in der so unendlich lang verschleppten Frage gegen den Willen Roms zu entscheiden. Wenn diese Darlegungen Eindruck machen, um so besser. Dann hat d'Anunzio Italien die Kontrolle des jugoslavischen Hafens in die Hände gespielt; fürwahr, ein unendlicher politischer Erfolg, gemessen mit den englischen Eroberungen in Asien und Afrika . . .

D'Anunzio, der Vielgeliebte und Vielbelachte, läuft Sturm gegen Wilson und seinen Völkerbund. Er will den italienischen Standpunkt über alles stellen. Seine Parteigänger, der Soldatenbund der „Arditi", der „Kühnen", verherrlichen den nationalen Krieg, wie nur irgend begeisterte Militaristen ihn verherrlichen können. Sie leben in der Romantik des vergangenen Jahrhunderts, in der Zeit der Befreiung Italiens von den verhaßten österreichischen Bureaukraten und Steuerbeamten. Sie sehen nicht die veränderte Welt, nicht die völlig veränderten Folgen eines Krieges.

Wilson reist unterdessen in den Vereinigten Staaten umher, um den Widerstand der Gegner im Senat zu brechen und die breiten Volksmassen für das Werk von Paris zu gewinnen. In jeder seiner Reden, die in Auszügen über die ganze Welt verbreitet werden, verficht er mit Leidenschaft den Gedanken, das Erreichte unter allen Umständen zu halten. Wenn der Völkerbund einig bleibt, so wird er alle Streitigkeiten unterdrücken, den für Europas Wiederaufbau so nötigen Frieden bewahren und die Grundlage bilden für eine wirkliche Kulturgemeinschaft der Welt. -kh-